

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Overbeck über Richard Wagner

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Wagners
Künstlerschaft



aum je hat ein Künstler emphatischer versichert, nur Künstler zu sein und weiter nichts sein zu wollen, als Wagner. Aber echter ist diese Künstlerschaft auch unter seinesgleichen wohl nur selten zu finden gewesen. Nichts scheint mir beredter für diese Echtheit zu sprechen, als die innere Wahrheit, mit welcher er seinem Verzicht auf jeden Nachruhm Ausdruck zu geben weiß. Sollen seine Kunstwerke um der Unfähigkeit der sie umgebenden Welt willen darauf verzichten, seine künstlerischen Absichten zum deutlichen Ausdruck zu dienen, so will er überhaupt von ihnen nichts haben und legt auf ihr ganzes Dasein kein Gewicht. Siehe die Briefe, die er aus Anlaß der ersten Aufführung seines „Lohengrin“ in Weimar dahin geschrieben hat. Auch machte sich Wagner bei den strengen Anforderungen, die er selbst als der Kritiker seiner Opern an sie stellte, über die ihnen innewohnenden Hindernisse ihres Effekts keine Illusionen, und war z. B. bereit, auch wo er sich geirrt, noch zu berichtigen — so durch die Konzession, die er Liszt als Dirigenten seines „Lohengrin“ macht in Hinsicht auf die Täuschung, der er (Wagner) in bezug auf die wirkliche und unvermeidliche Dauer seiner Oper sich hingegeben hatte.

Wagners Leidenschaft war ohne Zweifel groß und gewaltig, aber wie Nietzsche sehr richtig sagt, bedenklich weit hergeholt. Selbst einem Wagnerschwärmer wie Erwin Rohde steht doch fest, „daß Wagners auf Begründung einer Art von Religion auf Musik gerichtete Bestrebungen aus reiner Illusion hervorgingen, obwohl er selbst seine Meinung auf eine Schopenhauersche Auffassung vom Wesen der Musik stellt. Wagner schreibt einmal an Liszt: „Auch ich glaube an ein Jenseits — liegt es auch über mein Leben hinaus, so liegt aber doch nichts über das hinaus, was ich empfinden, denken, fassen und begreifen kann, denn ich glaube an die Menschen und — bedarf nichts weiter.“ Das ist natürlich noch aus der Feuerbachschen Zeit Wagners, und klang mindestens sehr verschieden, als Wagner ein blinder Schüler Schopenhauers geworden war. Was Wagner als der Theologe seiner eigenen Kunst, als der Vertreter der Ansprüche, die er ihr gern in der Welt sichern möchte, geschrieben und geleistet hat, hat seine Witwe, Frau Cosima Wagner, in einem von ihr aus der zehnbändigen Ausgabe der Werke ihres Gatten ausgezogenen Bande zusammenstellen lassen. Am vollkommensten ist, was Wagner jemals sein religiöses Be-

Wagner als
Theologe seiner
eigenen Kunst

kenntnis in der Tat hat nennen können, in der oben wiedergegebenen Stelle aus dem Briefe an Liszt ausgedrückt. Für die Form, welche das Christentum in Wagners Kopf in seiner Schopenhauer'schen Periode annahm, allwo es sich ihm aus der humanen Feuerbach'schen Religion in einen pessimistischen Buddhismus verwandelte, ist besonders lehrreich der höchst geistreiche und begeisterte Brief an Liszt vom 7. Juni 1855 über Dante, den er diesem schrieb, um ihm den mittelalterlichen Katholizismus zu verleiden. Dieser Brief ist ein vorzüglich lehrreiches Dokument für das Feuer, mit dem Wagner Dichter las, aber auch für die geniale Freiheit, mit der er namentlich mit Religionen umsprang, insbesondere mit dem Christentum umgesprungen ist, bis aus diesem Hegenkessel ihm sein Parsifal hervorgegangen war. Als Frucht einer Beschäftigung mit Dante ist dieser Brief ohne Zweifel einer der interessantesten Dante-Kommentare, welche aus gelehrter und dilettantischer Dantelektüre hervorgegangen sind. Ein verwandtes Interesse hat auch der Brief an Liszt über Calderon . . . An solchen Stellen wird der Briefwechsel zu einem Muster gegenseitiger Mystifikation zweier genialer Künstler. Sie mystifizieren sich über einen nur vermeintlich gemeinschaftlichen Boden ihrer Begeisterung, den sie, wenn es ihn überhaupt gibt, jedenfalls nicht in sich selbst finden. Als Künstler, der er als Genie im Kerne seines Wesens war, hat Wagner mit der Theologie im Grunde nichts zu tun. Hat er sich dennoch etwas damit zu tun gemacht, so jedenfalls nur mit einer Liebhabetheologie, mit einer Theologie, zu der er sich auch die Fundamente selbst geschaffen hat. Läuft das im Grunde auch auf eine Mißhandlung des Christentums hinaus, so ist doch diese Henkerarbeit ebenso interessant als gewissermaßen bewundernswert.

Kaum ein anderes Urteil Nießsches hat den deutschen Bildungsphilister heftiger in Entrüstung versetzt, als das über Luther und die Reformation — Menschliches, Allzumenschliches I, Aphorismus 237 —. Die haben aber auch dieses Mal einen besonders stattlichen Häuptling, der an ihrer Spitze marschiert, Richard Wagner — Bayreuther Blätter 1879, S. 129 f. Und zwar in diesem Falle Ricardo furioso, stesso furioso. Einer der abstoßendsten Charakterzüge Wagners als Kulturapostel seines Volks ist seine zweckvolle Affektation der Deutschthümelei, die kluge Art, wie er diese gelegentlich für seine Zwecke anzuwenden versteht. Das krassste Beispiel liegt in seiner plumpen, antifranzösischen Satire vom Jahre 1870 vor, dem angeblichen Lustspiel: „Eine Kapitulation“; es fehlt auch nicht

Wagners Selbst-
mystifikation

Wagner
als deutscher
Schulmeister

an andern im Grunde nicht weniger sprechenden, z. B. seine Observationen eines nationalistic erregten Pedanten über die deutsche und französische Bibelübersetzung bei 1. Kor. 14, 11. Macht er auch aus der geringen Sympathie für das genus professorum keinen Hehl, so theilte er doch viel mit ihnen. Den Typus eines dionysisch erregten Schulmeisters stellt er überhaupt wunderbar dar. Seine Musik tut es mir am einleuchtendsten kund in ihrem für mich größten Kunstwerk, den „Meistersingern“; er sah aber auch selbst so aus und eroberte sich mit diesem Aussehen besonders mein bewunderndes Staunen, als ich ihn kennen lernte. Wenn man Richard Wagner vor sich sah, hatte man vielfach so stark den Eindruck des Schulmeisters, daß man sich fragte, ob er nicht geworden, was er geworden, nur weil er sich als Namensvetter am Wagner im Faust gemessen. Er war der Schulmeister, der es partout nicht sein wollte! Was anderes jedoch als sein Genie ließ ihm sein Kunststück gelingen?

Nietzsches Freund
de auch diejenigen
Overbecks.



Overbeck erzählt bereits in jenen Jahren, da niemand Grund gehabt hätte, an Nietzsches lückenloser Hingabe an Wagners Werk zu zweifeln, habe sich gelegentlich in ihren Zwiegesprächen eine vereinzelte Stunde eingeschlichen, deren Inhalt in Nietzsches Schriften sich erst zu allerlezt, im „Fall Wagner“ oder in „Nietzsche contra Wagner“ finden ließ. Dennoch hat man es da nur mit einem anachronistischen Voraufleuchten und nicht mit dem leisesten heimlichen Verrat zu tun. Nietzsche und sein Freundeskreis scharte sich um die Fahne von Bayreuth. Es war eine geistprühende, gefährliche Schar junger Feuerköpfe, die richtige Geniebande im Stile des „Sturm und Drang“, des „jungen Deutschland“, der Leipziger „Verschwörung“ — freilich im äußeren Gehaben weniger burschikos, sondern patent und salonmässig, hierin also eher die Vorläufer moderner Ästhetiker. Die Biographie und die Briefbände haben uns mit jenen Freundschaften annähernd bekannt gemacht; es erübrigt, aus Overbecks Hinterlassenschaft einiges ergänzend beizubringen.

Zuerst ist Heinrich Romundts zu gedenken. Er war ein Studienfreund Nietzsches und Rohdes von Leipzig her und als solcher auch auf dem Gruppenbild des Philologischen Vereins vom Winter 1866/67, das den Band des Briefwechsels zwischen Nietzsche und Rohde schmückt, mit abgebildet. Am 7. Juli 1872 schreibt Nietzsche

an Rohde: „Freund Romundt ist, seit mehreren Wochen, hier eingetroffen — als unser definitiver Privatdozent der Philosophie!“ Da er zugleich auch Hausgenosse wurde, erweiterte Overbeck die Dutzbrüderschaft auch an ihn, und wie er überhaupt diese Beziehung aus Nietzsches Vorleben übernahm, war er auch Mitzeuge der in der Biographie und im zweiten Briefbände breit ausgeführten Episode von einem beabsichtigten Übertritt Romundts zur katholischen Kirche. Da er neben Nietzsche als einziger mit dabei gewesen war, darf sein Zeugnis nicht verschwiegen bleiben. Nach ihm lag keinerlei sachliche Veranlassung vor, durch eine derartige Indiskretion den noch Lebenden öffentlich zu kompromittieren; jeder Mensch hat schließlich Neigungen und Pläne frei, und mehr als einen solchen vorübergehenden Einfall, der nicht von ferne hinterher noch aus irgendwelcher biographischer Notwendigkeit ans Licht gezogen zu werden brauchte, hat man in jenem Vorfall nicht zu sehen. Nietzsche selbst ist durch diese Schleierlüftung kein Dienst erwiesen worden; er erscheint bei diesem Anlaß in einer gewissen despotischen Selbstherrlichkeit der Freundschaft, durch die der gleichaltrige Gefährte fast zur Kreatur herabsinkt. Wohl gereicht es Nietzsche zur Ehre, daß er von früh an in Dingen des Obskurantismus keinen Spaß verstand; aber eine Anwandlung derart beim Freunde, mit dem man Jahr und Tag unter demselben Dache gewohnt hatte, hätte vielleicht doch durch ein milderndes Verständnis ausgeglichen werden können und wäre es auch nur dadurch gewesen, daß man einen geäußerten Vorsatz, solange es dabei blieb, nicht zu tragisch nahm. Statt dessen hat damals Nietzsche förmlich Lärm geschlagen. Schon darin verrät sich die Spur jener Forderung, die später alle seine Freundschaft gleichermaßen gefährdet hat: die Freunde mußten seiner Meinung sein; es ist ihm scheint es immer schon besonders schwer gefallen, eine Freundschaft ausschließlich auf die guten und lebenswerten Eigenschaften des andern abzustellen; wem er Freund war, so hat es den Anschein, der durfte nicht länger seine eigenen Wege gehen; darin, daß er Nietzsches Freundschaft genießen durfte, lag eine Verpflichtung, auch seinen Spuren zu folgen. In diesem Punkte war Overbeck größerer und uneigennützigerer Gesinnungsfähig; ihm war es leichter und sozusagen selbstverständlich, innerhalb des einmal abgeschlossenen Freundschaftsrings mit allen Mitgliedern auf völlig gleichem Fuße zu verkehren, während Nietzsche doch deutliche Unterschiede zu machen pflegte: mit Leuten

Nietzsche gegen
Romundt

Romundt an
Overbeck

gleichen Ranges wie Overbeck und Rohde unterstrich er das Ebenbürtige im Verkehr; bei den andern, denen es noch nicht im selben Maße hatte gelingen wollen, floß seinerseits, ohne daß er sie irgendwie fallen ließ, doch leicht ein gönnerhafter, herablassender, erziehlicher Ton mit unter. Romundt schreibt Overbeck (28. Dezember 1874) einmal aus Anlaß seines eigenen Geburtstages: „Am liebsten zöge ich meinen alten Menschen jetzt im neuen Jahre ganz aus und eher, als bis der an der Wand hängt, wird es auch gewiß nicht ganz gut, und ihr werdet immer wieder als meine guten Freunde schwer an mir zu tragen haben, wie ihr nun schon so lange mit unendlicher Nachsicht gegen mich getan habt. Ich werde mir indes Mühe geben, den alten Adam künftig so zu verstecken, daß ihr ihn womöglich nicht wieder zu sehen bekommt.“ — Die Differenz von Romundts Begabung im Vergleich zu der Niehsches, sowie der Umstand, daß dieser während der Zeit des Kontuberniums es auf keinen grünen Zweig brachte, hielten Overbeck nicht im geringsten davon ab, Romundts kleinerer, aber deswegen nicht weniger selbständigen Denkerpersönlichkeit zeit lebens das in jenen Jahren gegründete treue Interesse zu bewahren und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er ist Romundts Beschäftigung mit Kant und der Anwendung dieser Studien auf das Gebiet der philosophischen Fortbildung des Protestantismus mit Liebe nachgegangen. Das hinderte ihn freilich nicht bei dem kritischen Gegensatz, in den sich Romundt, damit im Zusammenhange, später zu Niehsche stellte, unbedingt Niehsches Partei zu ergreifen.

Overbeck über Romundt

Romundt
als
kantischer
Idealist



Romundt findet Niehsche insbesondere bei seiner Lehre vom Übermenschen auf keinem andern Wege, als auf dem seines (Romundts) Meisters Kant und der Entdeckung des übersinnlichen „Gottmenschen“ in dessen Religionslehre, so daß Romundt in Niehsches gegen Kant gerichteten Schmähungen nur einen Maßstab dafür findet, wie wenig er Kant verstanden. (Romundt, Kants philosophische Religionslehre, Gotha 1902, S. 57.)

Ein Gesamturteil über Niehsche als „vielbegabten Dichterdanker“ sucht Romundt in seinem Schriftchen „Eine Gesellschaft auf dem Lande“, Leipzig 1897, S. 70 f., abzugeben. Warum es nur